

(Nachdruck verboten.)

41]

Was ist Ruhm?

Roman von Max Kreyer.

Lorenzen wurde die Sache leichter, weil er Kempfen bei guter Laune fand. Dieser hatte in letzter Zeit gründlich Tierstudien zu seiner „Erdrosselung“ gemacht und durch Empfehlungen einen ehemaligen Marineoffizier gefunden, der in seiner Vorortvilla einen mittelgroßen, ausgestopften Orang-Utan besaß, den er ihm bereitwillig zur Verfügung stellen wollte. Außerdem hatte er nachmittags lustigen Besuch gehabt. Ruchste, der ihnen nach langer Krankheit schon als verschollen erschienen war, hatte sich plötzlich, auf der Durchreise begriffen, eingestellt, um nach seinem „Pensionsklavier“ einmal Umschau zu halten. Man hatte viel über Lorenzen gesprochen und die Frage aufgeworfen, ob die alten Freunde, insbesondere Walzmann, zu seiner Hochzeit geladen würden, wozu nun aber Lorenzen nur ein Lächeln fand.

„Na, dann werden sie ja bei mir mehr Glück haben,“ fügte Kempfen ruhig hinzu.

„Also doch,“ stöhnte es in Lorenzen, der schweigend dasaß und mit seinem Stoch andauernd Zirkellinien auf den Steinen kratzte, wobei er erwog, was Kempfen wohl in den nächsten fünf Minuten tun würde. Dann aber raffte er sich zum entscheidenden Wort auf: „Ich werde es niemals dulden, daß Du so hineinfällst . . . Du kannst sie eben nicht heiraten, nein, Du kannst sie nicht heiraten.“

Kempfen stand regungslos vor ihm und sah ihn stumm und starr an. Erst allmählich begriff er, und wie in einem wahn sinnigen Kreislauf der Dinge, wo alles auf einen Ausgangspunkt zurückkehrt, stürmte immer das gleiche auf ihn ein: die Bemerkung Sörgels, das verschlossene Atelier, die veränderte Stimmung Alaras, die angefangene Eva und die Latzache, daß sie merkwürdigerweise bis jetzt kein Wort dafür gehabt hatte, keinen Funken ihrer sonstigen Neugierde, die sonst unerschöpflich in diesen Dingen war. Alles Blut drängte sich nach seinem Kopf, und er verspürte die heiße Wallung, die den Mann packt, der plötzlich aus all den Himmeln fällt, in denen er sich vor einer Minute noch so unbändig wohlgeföhlt hat. Dann staute sich wieder alles Blut zurück; er wurde blaß, und seine Knie wankten.

Plötzlich mußte das Furchtbare heraus: „Du also? Ist es wahr?“ schrie er ihn heiser mit verdrehtem Blick an.

Lorenzen blieb sitzen, seine großen Augen unverwandt auf ihn gerichtet. „Ja, ich! Um Dich zu retten.“

„O, Du Schuft, Du Schuft! Du — — Du —!“ Ein sinnloser Zustand packte ihn, dem er unterlag, ohne sich jedoch vom Fleck zu rühren. Er schloß die Augen, als wollte er nicht sehen, was jetzt geschehen müßte, während er beide Hände zusammenballte wie zu eisernen Fäusten.

Noch immer rührte sich Lorenzen nicht. „Schlag nur zu, vielleicht begräbt man uns gleich beide,“ sagte er wie im Traum. „So hatten wir uns ja immer das Leben ausgemalt: gleich zu stehen und gleich zu fallen. . . Schlag zu, Schlag zu, Du bist der Stärkere.“

Aber Kempfen bewegte sich nicht, trotzdem er wie ein Stier da stand, der, schwer gereizt, zum Angriff übergehen müsse. Es lag etwas in dieser Stetigkeit, was ihn gleichsam verblüffte und ihn fesselte, wie unter dem alten Freundschaftsband. Wenn er auch die Hand nicht erhob, um alles auszulöschen, was jahrelang in ihnen gebrannt hatte so sollte er doch hören, was in ihm tobte.

„Ich schenke Dir Dein Leben, Dein Leben, verstehst Du!“ stieß er krampfhaft hervor, noch immer die Augen wie im Wahn geschlossen.

„Und ich gebe Dir Deins wieder, Kempfen,“ sagte Lorenzen endlich gefaßt, „dann wären wir ja wieder einmal quitt, wie so oft in schönen Tagen. So hatten wirs ja wohl stets gehalten.“

„Sinter meinem Rücken, hinter meinem Rücken!“ stöhnte Kempfen unbeweglich weiter. „Diese Feigheit, diese Feigheit von Dir. Dreimal Psui darüber!“

Nun erhob sich Lorenzen, denn er sah, daß das Schlimmste vorüber war. „Mut war es, Mut allein,“ fuhr er auf. „Schon

lange sah ich es kommen. Und da, siehst Du, schwor ich es mir: niemals solltest Du so hängen bleiben, wie Du es mir immer zugetraut hattest. Deine Moral so, die war immer furchtbar echt. Ein genialer Kerl wie Du, ein Mächtiger, einer von den wenigen, die etwas können!“

Und sein Redesluß kam ihm wieder, in dem er ihm sein ganzes Herz enthüllte, bevor er schied. „Wir sind wieder mal allein, jetzt steht niemand mehr zwischen uns, und da können wir uns noch einmal aussprechen. Ich gehe nicht als Neider von Dir, sondern als Bewunderer. Wenn Du wüßtest, was ich hinter Deinem Rücken gesagt habe! Na, Schwamm drüber, Du würdest es ja doch nicht glauben. Damals bei Heilke, siehst Du, da war ich schwach; heute aber mußte ich alles nachholen. Wir waren doch eigentlich stets zwei grundverschiedene Naturen, nur daß wir es zuletzt erst gemerkt haben. Meine Freundschaft für Dich wird nie verlöschen.“

Kempfen war zur Besinnung gekommen, aber noch immer rauschte der Sturm in ihm, der ihn nun vor Lorenzen hin und her trieb. Sein zerschlagenes Leben wühlte in ihm wie ein Vulkan, der noch das letzte Feuer spie. „Du hast sie mir nicht gegönnt, das ist das ganze,“ knirschte er ihn aufs neue an.

„Freilich,“ erwiderte Lorenzen, fortgerissen von seiner Offenheit. „Und das war wohl auch furchtbar natürlich, denn was dem einen von uns gehörte, gehörte auch dem anderen. Früher war es immer so, Du nur warst der Egoist zuletzt. Und das, siehst Du, mußte einfach bestraft werden. . . . Uebrigens ist sie ganz freiwillig gekommen, und dann hat man schon halb gewonnen.“

„Du lügst!“ schrie Kempfen.

„Nein, er lügt nicht,“ ließ sich hinter ihnen eine weiche Stimme vernehmen, die sie sofort auseinanderbrachte. Es war Alara, die nun hereingewankt kam, nachdem sie lange genug an der offenen Tür alles mit angehört hatte. Sie schleppte sich mehr als sie ging, wie eine Schicksalsreiche, der es gleichgültig war, was nun fernerhin noch alles über sie ergehen würde. Und jämmerlich kam es weiter über ihre Lippen: „Ich trage dieselbe Schuld wie Herr Lorenzen. Niemand soll es mir nachsagen, daß ich andere ins Unglück stürzen wollte. Aber ich dachte mir alles ganz anders, ganz anders. . . . Es würde wieder so werden wie früher. Und war es manchmal nicht so schön? Wir drei haben doch immer zusammengehört, und weshalb sollte ich Herrn Lorenzen nicht dienen? War das eine Sünde, nachdem ich es bei Ihnen tat? Daß es anders kam, mein Gott, das, ja, das —“

Die Dämmerung, die nur noch bleiche Gesichter zeigte, verhüllte sie wie in Trauer. Heiße Tränen verschleierten ihre Stimme, so daß nur noch glucksend jetzt die Worte kamen: „Daß Sie mich gern hatten, konnt ich wohl was dafür? Hab ich geschworen, Ihnen treu zu bleiben? Wußte ich, daß Sie gerettet werden sollten? Vor mir, vor mir!“ Sie schrie auf. „Wie gemein sind die Männer, wie gemein! Mein Leben hält ich für Sie beide hingeben, mein ganzes Leben! Sehen Sie . . .“ Helles Schluchzen erstikte die Worte. Dann klagte sie weiter: „So wird man nun herumgestoßen, weiß man ein armes Mädchen ist. Jetzt heißt es womöglich: „Geh auf die Straße, keiner von beiden will Dich mehr.“ Mir schon recht. . . . Weshalb plackte ich mich damals schon für Sie als dumme Föhre.“

Und still weinend stand sie an die Wand gelehnt, nachdem sie die Bäckchen beiseite gelegt hatte. Durch ihren ganzen Körper ging Erschütterung, die beide Männer in stumme Nüßrung versetzte. Sie wußten: da heulte eine, die viel tiefere Saiten anstimmen konnte, als man jemals geahnt hatte. Sie sang das alte Lied vom Kommen und Gehen all dieser Mädchen, die man mit Fanfaren empfing und lautlos entließ, sobald sie sich erniedrigt hatten.

Ihr Wimmern erstarb allmählich, und in dem dumpfen Schweigen hörte man nur noch, wie ihr kurzer Atem ging, unter dem sie allen Schmerz verschluckte. Der ganze große Raum war in Schatten getaucht, in die hinein das riesige Fenster wie ein vielfach zerrissenes graublaueres Auge erloschen lugte.

Kempfen zündete das Gaslicht an, und der Dämmerungs-

spul war vorüber. Ohne weiteres trat er auf sie zu, ergriff ihre Hand und drückte sie. „Sei ruhig, es wird Dich niemand verlassen — ich nicht,“ sagte er gefast, aber in seiner Stimme lag der rauhe Klang zerbrochener Scherben.

Lorensen stand abgewandt da, ohne den Mut zum Gehen zu finden. Kempfen schritt in den äußersten Winkel des Ateliers, wühlte und frante eine Weile, kehrte dann mit einem kleinen verbeulten Blechkasten zurück, holte ein kleines Gestrich aus dem Nebenraum und legte beides auf die bestreute Platte des Arbeitstisches. An jedem Morgen pflegte er die Kasse dorthin zu verstecken und dann des Abends mit nach der Wohnung zu nehmen, wie ein Geschäftsmann, der stets sicher gehen will.

„Dann können wir ja gleich abrechnen, Lorensen,“ sagte er kurz. „Hier ist alles in bester Ordnung.“ Und er zählte ihm alles Geld hin, das vom vergangenen Monat noch vorhanden war, denn Lorensen hatte die letzte Rate für sich behalten, wie überhaupt schon seit Monaten nur noch das Nötigste von ihm beigekauft worden war. Er wollte abwehren, denn es war nicht mehr viel. Kempfen aber zwang ihn zum Nehmen. „Kein Wort darüber,“ rief er ihm so grimmig zu, daß er einen neuen Ausbruch seiner Wut befürchtete. „Und dann die Möbel hier, — morgen werden sie mit aufgepackt. Sie sind für Dein Geld gekauft. Nichts will ich davon haben, nichts! Nichte den Wagen danach ein.“

„Wie Du willst, Kempfen.“

(Fortsetzung folgt.)

für unsere Jugend.

Ein Wintermorgen.^{*)}

Von J. W. Nylander.

„Du — Junge!“

Keine Antwort.

„Junge — wachst Du?“

Das gleichmäßige Schnarchen aus der Ecke beim Ofen wurde ununterbrochen fortgesetzt.

Jalle warf die Decke von sich und stand mit einem Satz in seinen kurzen Nachthemden auf dem Boden.

Su, wie kalt es war und so finstern! Wäre nicht das ganze weite Schneefeld vor dem Hofe von der schmalen Randsichel, die noch am Himmel stand, erleuchtet gewesen, so hätte man kaum das Fenster erkennen können. Jalle schob den Vorhang zurück und sah hinaus. Weit her vom schwarzen Waldrande leuchteten zwei Lichter. Dort lag Leniola. Das an der rechten Seite kam aus dem Viehstall und lautete schon jeden Morgen um vier Uhr auf, denn dort wurde zeitig gemolken, weil sie die Morgenmilch zur Stadt schickten. Das andere Licht aber wurde niemals vor sechs Uhr angezündet. Es war im Zimmer der Haushälterin.

„Schon nach sechs, Junge! Wir haben uns verschlafen, und noch dazu ist's heute Sonnabend,“ jagte Jalle.

Die Kälte in dem großen, hohen Raum ließ ihn mit den Zähnen klappern, und seine Hände zitterten, als er die Lampe anzündete.

Mit einem faulen, langgezogenen Grunzen hatte das Schnarchen ein Ende in demselben Augenblick, wo der Lampenschein auf das Bett neben dem Ofen fiel. Alles Augen unter den fast unsichtbaren Brauen waren noch fest geschlossen. Seine breite, dicke Stumpfnase zeigte geradeswegs nach oben, und zwischen den halbgeöffneten Lippen schimmerten zwei Reihen gleichmäßiger, starker Zähne. Die runden Backen glühten, und über die Decke lagen zwei feste, nackte Arme behaglich ineinander geschlungen.

„Junge, Olle, mach, daß Du heraus kommst! Es ist nach sechs Uhr!“ rief Jalle von neuem.

Wieder hörte man das langgedehnte Knurren. Mit gewaltiger Anstrengung reichte Olle die Arme über den Kopf, drehte sich langsam um, zog die Knie bis unters Kinn herauf, bohrte das Gesicht tief in die Kissen ein und zeigte einen breiten, kräftigen Nacken, über den das rötliche Haar so dicht herunter fiel, daß es sich in kurze, krause Locken ringeln mußte, um Platz zu finden. Bedächtig stieg er endlich rückwärts aus dem Bette.

„Glaubst Du, daß wir heute Birkenholz nehmen müssen?“ fragte er gähmend und setzte sich bequem zurecht, um mit der Toilette zu beginnen.

„Das kannst Du doch fühlen,“ meinte Jalle, der eben seine Hofenträger anknöpfte. „Sieh hier!“ und mit weit offenem Munde atmete er eine riichtige kleine Dampf Wolke aus.

„Ach ja, da müssen wir uns eilen,“ jagte Olle mit erneutem Gähnen, indem er einen dicken, grauen Wollstrumpf genau untersuchte, ehe er ihn langsam halb umwendete.

* Aus dem gestern hier besprochenen Buche: „Die Jungen auf Retjola“.

Draußen heulte der Wind. Ein Zweig von einer der himmelstehen Tannen, die in langer Reihe am Abhange neben dem Hause standen, schlug gleichsam ärgerlich gegen die Wand, daß die Kohlmeise oben im Ventil jedesmal erschreckt auffuhr und halb im Schlaf mit den Krallen an der Wand ihrer stillen Behausung kratzte. Von einer halb losgelösten Pappleiste, die das innere Fenster dicht machen sollte, ertönte jedesmal, wenn der Wind einsetzte, ein langgezogener, jämmerlicher Ton.

Es blies aus Norden, und die Tage mit nördlichem Winde waren immer die schlimmsten. Vom nördlichen Eismeer kam der Sturm über Lapplands Berge daher gebrüllt, und sich in den Kiefernwald zu flüchten, der hinter dem Hofe den ganzen Bergrücken bekleidete, drehte er sich an der Hausdecke und kam schraubend zwischen den Türpfosten herein, direkt aus Süden, durchstößte alle Winkel, drängte sich kalt und schneidend durch jede nur denkbare Lücke, legte eine leichte Schneedecke auf den Fußboden des Vorraums, häufte ganze Berge an im Küchenbottich, wo die Tür beständig geöffnet wurde, und sandte über jede Schwelle und durch jedes Fenster einen eisigen Zug ins Zimmer.

Das ganze Gut war ja aber auch, wie Vater zu sagen pflegte, ein richtiges altes Elsternest, ausgenommen natürlich das Stallgebäude, das funkelnegeu war. Einen solchen Stall hatten nicht viele Höfe im Kirchspiel aufzuweisen. Vater hatte ihn schon gebaut, seit sie hierher gezogen waren, die anderen Gebäude aber waren im höchsten Maße baufällig.

Eines Abends im letzten Winter, als alle nach dem Abendessen im Speisezimmer saßen und arbeiteten, während Vater ab und zu aus der Zeitung vorlas, sagte Großvater, der zu Besuch war, in die Ecke zunächst dem Knabenzimmerweisend: „Elsa, da liegt eine Serviette unter dem Tische.“

Niemand hatte das Weiße dort bemerkt, und Großvater sah schlecht, sonst hätte er wohl nicht für eine Serviette gehalten, was in Wirklichkeit ein ganzes Häufchen von feinem, frisch gefallenem Schnee war.

Mutter hatte Elsa zugewinkt, daß sie nicht verraten solle, was sie da auf dem Tische forttrug, und so verlor niemand ein Wort darüber.

Erst als Großvater gute Nacht sagte, war Vater in die Ecke gegangen und hatte nun ausfindig gemacht, daß der Schnee in fast unsichtbaren Körnchen durch die zerrissene Tapete eindrang. „Hier muß es im Sommer ein gründliche Reparatur geben,“ jagte er. Statt dessen aber wurde ein neues Stallgebäude daraus, das mußte gebaut werden, und die einzige Reparatur bestand darin, daß Mutter mit einem Tischmesser Berg in die Mäße stopfte und ein Stückchen Tapete darüber klebte, von der rothlumigen in Vaters Zimmer, die durchaus nicht zu der dunkelblauen Eßzimmertapete paßte, aber das schadete nicht, weil die Decke vom Esstisch ja weit genug herunter gezogen werden konnte.

„So ist's wenigstens ordentlich,“ sagte Mutter, als sie fertig war, „und Holz genug haben wir ja, gottlob.“

„Und zwei tüchtige Holzjäger dazu,“ lachte Vater. Er meinte damit Jalle und Olle, die auch bewundernd vor der neu tapezierten Ecke standen. Klang das nicht fast wie ein Lob?

„Hörstest Du, was Vater jagte?“ fragte Jalle, als sie allein waren.

„Nicht so recht,“ entgegnete Olle, der es gar zu gern noch einmal gehört hätte, denn es kam nicht so oft vor, daß Vater Lob spendete.

Aber wenn der Hof auch nur ein altes Elsternest war, so meinten Jalle und Olle doch, daß es hier tausendmal schöner sei als in Ahland, wo sie bisher gewohnt hatten. Freilich gab es hien viel Arbeit für sie, ja, so viel, daß die Zeit immer nicht ausreichen wollte. Aber wie seltsam es auch erscheinen mag, beide, Jalle und Olle freuten sich fast, daß es so war. Nun ist ja selbstverständlich ein Unterschied zwischen Arbeit und Arbeit, wie zwischen allem anderen auch.

Die Schule, wenn all die vielen Stunden, die man dort ver sitzen mußte, Arbeit genannt werden konnten, war ja mühselig. Einige Fächer ließ man sich schon gefallen, ja, Geographie und Rechnen waren beinahe amüsant zu nennen. Aber all das Auswendiglernen und das Schreiben, ohne daß der geringste Meck kommen durfte — das war doch mehr, als man ertragen konnte. Und eine Stunde nach der anderen im Hause sitzen, wenn die Sonne über den Schnee schien, und der Raufrost in den Birken vor dem Fenster des Schulzimmers glitzerte und gleichsam winkte, auch da hinauszu kommen, wo Ralmi und die Knechte mit allen Pferden Humus fuhren, nein, das war gewiß nicht leicht! Oder hören zu müssen, wie der Schneepflug, den Antti mit Kimo fuhr, gerade vor dem Schulzimmer an der Hausdecke schrammte, und doch nicht dabei sein zu können! — Da war es kein Vergnügen, sich mit den Königen oder mit langen Divisionsregimenten abzulagen, und nicht leicht, in der Geschwindigkeit, wenn die Lehrerin diktierte,

sich klar zu machen, ob man „Büchse“ mit einem **F** oder einem **G** schreibt!

Und ewig von der Lehrerin hören zu müssen: „Elisa hat richtig gerechnet! Elisa ist die einzige, die ihre Aufgaben ordentlich gelernt hat! Elisa ist wieder die einzige, die richtig geschrieben hat!“ Elsal! Als ob das ein Wunder wäre! Zwei Jahre älter als Zalle, und so viel Zeit, wie die hatte!

Nein, die Schularbeit, wie die Lehrerin sie nannte, war nicht schön, aber es gab ja noch so viel anderes. Ach, nach einem tüchtigen Schneegestöber hinaus laufen, wenn alle Treppen unter großen Schneewehen begraben und die Torpfosten kaum zu sehen waren, und wenn die Scheunenbrücke wie ein einziger Schneeberg aussah. Herrlicher konnte es doch gewiß kaum sein, in den Alpen Tunnel auszugraben und zu sprengen, wie die Lehrerin erzählt hatte, als sich durch solche Schneeberge hindurch zu arbeiten, besonders wenn der Schnee so fest lag, daß man ihn in großen, vieredigen Blöcken ausstechen konnte, so groß, daß sie nur eben mit der Schaufel zu heben waren.

Als Zalle und Olle in den Vorsaal kamen, fiel schon ein Lichtschein durch die Ritzen von Baters Stubentür. Der Kiegel an der Haustür war zurückgeschoben, und Schneespuren auf der Matte zeigten, daß Vater schon draußen gewesen war. Ja! da stand der Deckel von der großen Holzkrise aufgeschlagen. Zalle fühlte mit der Hand hinein. Auch nicht ein Stück mehr!

„Siehst Du, ich wollte ja, daß wie gestern noch ein Fuder mehr holten,“ sagte er verstimmt und weinerlich.

„Na, wir bringen es wohl noch fertig,“ sagte Olle und zog den Lederriemen noch ein Loch enger um seinen halbblangen, braunfarrierten Paletot, der einstmals vor langen Jahren die Rolle eines eleganten Reijemantels gespielt hatte, mit dem Onkel Viktor, Rutters Bruder, aus England zurückgekommen war.

„Ich gebe es auf, noch länger Knöpfe anzunähen,“ hatte Rutter schon im letzten Winter gesagt, „sie bleiben doch nur so lange dran sitzen, wie der Mantel am Haken hängt. Olle ist wirklich unmöglich mit seinen Kleidern.“

So suchte sich Olle einen Riemen und schnallte ihn um den Paletot. Das tat denselben Dienst wie viele Knöpfe und sah außerdem viel männlicher aus. Die Knechte machten es ja auch so, wenn es recht kalt war. Und da der Paletot nun niemals mehr gezwängt wurde, merkte man nicht, daß er immer mehr an Engigkeit zunahm in demselben Maße, wie Olle immer breiter im Rücken und immer kräftiger und runder wurde. Es war in der Tat kaum glaublich, daß er erst seinen zehnten Geburtstag gefeiert hatte. Und wäre er nicht immer um einen Zoll kürzer gewesen als Zalle, so hätte niemand ahnen können, daß er ein ganzes Jahr jünger war, auf den Tag ein Jahr jünger.

„Salb wie Zwillinge,“ pflegte Rutter zu sagen, wenn die Rede darauf kam, „nur zwei Stunden Zwischenraum. Aber Olle war immer größer. Und so ein Dickerchen! Aber lieb war er damals, schlief und aß und aß und schlief und mußte sich nie.“

Von den anderen wurde Olle stets damit genedelt, daß er „schlief und aß, aß und schlief.“

„Das sie nur reden,“ sagte Vater. „Das gibt Kraft, und Finnland braucht starke Arme und breite Schultern. Es gibt hier noch viel Arbeit zu tun, große Flächen urbar zu machen und manchen tiefen Graben zu ziehen, um Moor und Bruch trocken zu legen.“

Wäre nur der Wind draußen nicht so schneidend gewesen, so hätten Zalle und Olle sich nicht im mindesten von der Kälte anfechten lassen. Es waren jetzt wohl kaum mehr als 12 Grad, und oft hatten sie doch über 20, ja sogar einmal 30 gehabt. Aber dieser Wind war gar zu arg, er kniff in Nase und Ohren und stach mit tausend Nadeln in die Waden und um die Augen und überall, wo er antommen oder durchdringen konnte. Olle zog den Rand seiner Mütze herunter, daß nur ein kleiner Streifen von seinem Gesicht herausguckte, und so stolperte er mit seinen schweren, eisenbeschlagenen Stiefeln über die Schwelle.

„Wie dunkel es aber auch noch ist,“ brummte er ärgerlich. „Etwas besser könnte er wohl leuchten, der elende Kerl da oben!“ „Sag nicht so etwas, vielleicht ist's Sünde,“ sagte Zalle. „Wer ist an der Reihe, Pferd zu sein?“

„Ich natürlich,“ antwortete Olle mürrisch, „wer denn sonst!“ Zalle hatte schon die Tür zu dem Holzraum unter der hohen Küchentreppe geöffnet und die Holzschleife herbeigezogen. Wäre es nicht noch so dümmertig gewesen, so hätte jeder sehen können, daß es nur ein ganz schlechter, alter Blodschlitten war, wenn er auch von Zalle und Olle mit einer Deichsel ausgestattet war und zwischen den Pfosten mit Weiden durchflochten war, ganz wie die Waldschlitten der Knechte.

Noch als Olle langsam und widerspenstig sich in die Deichsel stellte, hielt seine bärbeißige Laune an. Sobald aber alles in Ordnung war, war er nicht länger mehr Olle, sondern durch und durch das unruhige, muntere junge Pferd Flo, das wichernd und mit niedergebeugtem Kopfe die Knie hoch aufhob, mit den Füßen stampfte und mit seiner Holzschleife über den Hof dahin raste, daß der Schnee nach allen Seiten hin aufwirbelte. Zalle, der fuhr, oder richtiger gesagt, sich an den Schlittenpfosten hielt, hatte seine liebe Not mitzukommen, und bei der scharfen Biegung am Speicher mußte er gut acht geben, daß die leere Schleife nicht umkippte. (Schluß folgt.)

St. Elmsfeuer.

Von Hans Harmening.

Herr, hab' Erbarmen
Mit den Seefahrer-Armen
Und schirm ihren Leib
Und schirm ihren Leib,
Ist ihnen beschieden
Auf Erden hienieden.
Kummer und Schmerzen
Begraben im Herzen,
Entbehrung und Not,
Oft furchtbarer Tod,
Herr, hab' Erbarmen
Mit den Seefahrer-Armen.

Am einem trüben, stürmischen Nachmittage des 24. Dezember saßte man an Bord der Hamburger Bark „Prompt“ die Südspitze der Feuerlandsinseln. Mit sehnsuchtsvollen Blicden sah die Besatzung des Schiffes hinüber nach der Küste. Eine trostlose Küste; kein Baum, kein Strauch und kein Fleckchen Gras. Zerklüftete Felsen, bevölkert von Albatrossen und anderen Seebögeln. Ein trauriges Stücklein Erde. Und doch konnten die Menschen an Bord sich nicht losreißen von dem Anblick dieses Landes, war es doch das erste wieder seit vielen Wochen. Und immer wieder, als das Schiff die Inseln passiert hatte, wandten die Seeleute mit stillen Verlangen die Blicke nach dem Lande hin. Sie sehen nichts Trauriges und Oedes in den nackten, kalten Felsen, für sie ist's die Mutter Erde, deren Anblick ihr Herz höher schlagen läßt.

Unter Sturmsegeln jagte das Schiff weiter, den Kurs nach Westen. Auf dem Halbdeek vor dem Eingang zur Kapitänskajüte standen die Matrosen. Der eisige Wind aus den Steppen der Pampas pfiff ihnen durch das Delzeug und schlug ihnen den schützenden Südwestwind im Nacken hoch. Fröstelnd und ungeduldig traten sie von einem Wein auf das andere.

„Ob der Alte wohl heute einen anständigen Grog ausgibt?“ äußerte sich Krijschan Jensen zu seinem Nachkollegen Peter Hansen.

„Soll's wohl meinen, heute zu Weihnachten“, erwiderte der und äugte neugierig nach dem Kajütniederberg hinunter. Dann hob er witternd seine Nase und von der Kälte bläulich angelaufene Nase, zwinkerte mit seinen kleinen, wässrigen Augen den wartenden Kameraden zu, um plötzlich mit einem weiten Schrei von der Türe weg zu springen. „Er kommt“, flüsterte er.

Kapitän Langhürichs erschien in der Tür; hinter ihm der Kajütsjunge, in der einen Hand die Rumflasche, in der andern ein Glas. Ohne, wie es sonst seine Gewohnheit war bei solchen Gelegenheiten, seinen Leuten ein scherzhaftes Wort zu sagen, sah der Kapitän mit finsternem Gesicht nach dem Flügel auf dem Besanmast, der die Richtung des Windes angibt.

„Stärkt Euch erst mal, Euern Weihnachtsgrog könnt Ihr später trinken.“ Dann kommandierte er mit lauter Stimme: „Voruntermarssegel aufziehen, Klüver und Großstengeltagegel weg!“

Betreten sahen die Leute einander an. Das waren Vorbereitungen nicht für einen Sturm, sondern für einen schweren Orkan. Dann beeilten sie sich, den Befehl auszuführen. Nicht einmal Hinrich Mafsen, der diese Segelmacher, suchte, obwohl ihm das Klettern einige Mühe machte.

Gerade waren die Matrosen dabei, das Segel einzureißen, da ging eine schwere Hagelbö über das Schiff hin. Die Hagelkörner flogen ihnen um die Ohren und wo sie das Gesicht trafen, gab es blaue Flecke. Wie immer in gefährlichen Lagen, so bemächtigte sich auch jetzt der Seeleute eine fast krankhafte Lustigkeit; der wahre, echte Galgenhumor.

Draußen auf dem äußersten Ende der Markrahe saß Hans Westkamp, der Leichtmatrose.

„Fröhliche Weihnachten“, schrie er übermütig in das Sturmgebräus.

„Fröhliche Weihnachten“, lachten seine Kameraden. Bald war das Segel geborgen und hurtig enterten die Matrosen die Strickleitern herab, bliesen sich in die erstarrten Hände und eilten dem Wärme spendenden Mannschaftsraum zu, um sich nach harter Arbeit ein paar Büge aus dem Tabakspeißchen zu gönnen. Aber nicht lange sollten sie sich der Ruhe erfreuen. Ein Kommando des Steuermanns — „Beide Waden klar stehen auf dem Achterdeck“ — rief sie wieder heraus.

Der Himmel war beinahe schwarz von dichten, unarchdringlichen Wolken, und eine Hagelbö jagte die andere. Hohe, schäumende Wellenberge wälzten sich gegen das Schiff heran und krachten donnernd über das Großdeck. Die kurze Dämmerung war geschwunden und bald hüllte tiefe Finsternis das Schiff ein.

Hinter einem Stück alten Segeltuchs, das in den Besanmasten zum Schutz gegen Wind und Regen ausgespannt war, stand die Mannschaft eng zusammengedrückt und wartete still und ergeben, was die Nacht bringen würde.

Um 9 Uhr brach der Orkan mit voller Wut herein. Das Großuntermarssegel flog mit lautem Knall aus den Riemen. Kurz danach ging auch das Sturmtagsegel hin. Kein Segel hatte mehr Stand gehalten und das Schiff trieb jetzt vor Top und Takel. Unaufhörlich segelten schwere Böen über das Schiff hinweg und drückten es so hart nach der Seite, daß die Keereling unter

Wasser stand. Das Heulen des Sturmes ging zu einem schrillen Pfeifen über und die See hatte eine Schrecken erregende Höhe erreicht.

Da das Schiff nach Verlust des letzten Sturmsegels nicht mehr richtig steuern wollte, so brachen die schwersten Sturzseen über das hilflose Fahrzeug herein und rissen alles mit sich fort. Der Mann am Steuer wurde festgebunden und die übrige Mannschaft flüchtete in die Besanzwanten, um nicht über Bord gespült zu werden. Es war eine Nacht, die Tod und Entsetzen verbreitete — die Christnacht. Die Menschen, die da oben zwischen Furcht und Hoffnung in den Strickleitern hingen, dachten wohl daran. Still wanderten die Gedanken der Seeleute nach der fernen Heimat, nach dem Vaterhause, in dem sie so manche fröhliche Weihnacht gefeiert hatten. Mit Schmerzen dachte Hans Westkamp an Dabeim, an Vater, Mutter und Geschwister. Es war seine erste Weihnacht draußen in der Fremde. Ob sie zu Hause wohl schon die Kerzen am Christbaum angezündet hatten? Deutlich glaubte er in diesem Augenblick die Kirchenglocken seiner Vaterstadt läuten zu hören, und im Geiste vernahm er die Stimme seiner kleinen Geschwister, wie sie sangen:

Vim, baum
Apffel und Pflaum',
Birn' und Rüsse
Schmedden süße!

Leise sumnte er das Kinderliedchen vor sich hin. Ach, jetzt bei den Eltern sein zu können, unter dem hellen Kerzenschein des Tannenbaums! — — Seufzend erhob er den Blick zum Himmel. Doch kein Sternlein blinkte hernieder, pechschwarze Finsternis umgab ihn. Aber da — was war das? Ein helles Licht flimmerte auf der Spitze des Mastes.

„St. Elmsfeuer!“ jubelten die Matrosen. Nun würde ihre Not bald ein Ende haben. Denn Elmsfeuer kündet gutes Wetter an. Und dort auf dem äußersten Ende der Bramrahe noch ein solches Licht. Jetzt flammte es auch auf der anderen Seite auf. Immer neue Feuerzeichen bildeten sich. Auf der Kobaltraher auf der Marstraher, überall; und wie in einen Weihnachtsbaum schienen die letzten Schiffsmasten verwandelt. Ein Schauer ergriff die Seeleute bei diesem Anblick und wie auf ein stilles Zeichen sangen sie, erst leise, dann immer lauter, überdönt von dem Heulen des Sturmes: „Stille Nacht, heilige Nacht.“

Kaum waren die letzten Töne verklungen, als der Orkan mit erneuter Wut einsetzte, und als wäre er imstande, die bläulich schimmernden Zerkücher auszublafen, so verschwand ein Elmsfeuer nach dem andern und trotzlose Finsternis wie zuvor umgab das Schiff und seine Insassen. Eine See von gewaltiger Höhe rollte heran, brach sich hoch aufbäumend an der Seite und begrub das Schiff unter sich. Man hörte einen gellenden Schrei — der Mann am Steuerrad war weggerissen. Lähmendes Entsetzen packte die Seeleute, wie entgeistert starrten die Männer auf den leeren Platz. Ein anderer hatte in die Speichen des Rades gegriffen — der Tod. Er führte jetzt das Kommando. Und jetzt, ein dumpfes Poltern im Laderaum — Herr erbarm Dich — die Kohlenladung war übergegangen. Langsam aber stetig fiel das Schiff immer mehr auf die Seite. Wie von einer kalten Faust fühlten sich die Männer im Nacken gepackt. Das war das Ende.

„Kappt die Masten,“ kommandierte der Kapitän und stürzte in die Kajüte, um Kappbeile zu holen.

„Wer geht freiwillig?“ Da stand auch schon Hans Westkamp an seiner Seite.

„Hier, Kapitän!“

Im Augenblick hatte er sich seiner schweren Seestiefel entledigt, seinen Delrod abgeworfen und bahnte sich nun, bis an die Brust im Wasser wadend, seinen Weg nach dem Podmast. Mit verzweifelter Kraft gebrauchte er die Art und nach ertlichen wuchtigen Schlägen gaben die Wanten und Pardune, die den Mast stützten, nach. Ein knatterndes Geräusch, ein lautes Krachen — und der Mast ging über Bord. Das Schiff schien gerettet und langsam richtete es sich wieder hoch. Doch war das Rettungswerk noch nicht vollendet. Tauwerk und Wanten hielten den im Wasser treibenden Mast, donnernd prallte er außenbords gegen die Schiffswand und die Gefahr war groß, daß er ein Led schlug. Todesmutig eilte Hans Westkamp nach der Leeseite, um die Tauen zu kappen. Aber der Tod, der das Steuer führte, lenkte den Schiffsbug in eine hochaufzischende, wütende See. Alles niederschmetternd stürzten die schäumenden Wassermassen über das Schiff hinweg, dem heldenmütigen Jüngling ein nasses Grab bereitend. Umsonst suchte Hans Westkamp nach einem sicheren Halt; seine Hände griffen ins Leere. — — „Mutter, Mutter“ entrang es sich angstvoll und sehnfüchtig seinen Lippen. Dann schwand ihm die Sinne. Nur das Geläute der heimatischen Kirchenglocken tönte in seinen Ohren. Er war wieder ein Kind und fröhlich sang er zu den Klängen:

Vim, baum
Apffel und Pflaum',
Birn' und Rüsse
Schmedden süße!

Kleines feuilleton.

Sprachwissenschaftliches.

Weihnachten. Das Wort „Weihnachten“ trägt den Stempel deutscher Herkunft an der Stirn. Dreierlei ist an ihm nach unserem heutigen Sprachgebrauch auffällig, erstens die Art der Zusammensetzung, zweitens das Auftreten der Mehrzahlendung mit dem Geschlechtswort der Einzahl, drittens die Form der Mehrzahl von „Nacht“ in dieser Zusammensetzung. Der erste Bestandteil ist das altgermanische Eigenschaftswort *wiha* (= heilig), mittelhochdeutsch *wih*, das sich auch sonst nur noch in Verbindungen (z. B. Weibrauch, Weibbischof) erhalten hat. Die Mehrzahl erklärt sich daraus, daß das alte germanische *Wulfest*, an dessen Stelle die christliche Kirche das Christfest einführte, mehrere „Tage“ dauerte (vom 26. Dezember bis zum 6. Januar). Mit dem Umstande, daß Christus in der Nacht geboren sein soll, hat unser Wort nichts zu tun; „Nacht“ hat eben in unserem Falle die Bedeutung „Tag“ bewahrt (vergleiche Fastnacht und englisch *a fortnight* = 14 Tage), denn nach altgermanischer Auffassung beginnt der Tag mit dem vorausgehenden Abend, und man zählte nach Nächten, nicht nach Tagen. Natürlich hat neben der Mehrzahl auch die Einzahl „Weihnacht“ ihre Berechtigung. — Nun aber zur Form der Mehrzahl: warum sagt man denn nicht „Weihnächte“? Das kommt so: die Umlautform „Nächte“ setzt voraus, daß in der Endung ursprünglich ein *i* vorhanden war; dieses trat indes erst bei Beginn der mittelhochdeutschen Zeit (12. Jahrhundert) auf. Unsere Form ist aber, wie gesagt, weit älter; der Wemfall (Dativ) der Mehrzahl, aus dem sie entstanden ist (mhd. *zo den wihen nahten*), geht zurück auf ein alt-hochdeutsches *nahtum*, gotisches *nahtam*, die also beide kein *i* in der Endung haben. Der Fall übrigens, daß sich aus einem Wemfall der Mehrzahl ein Werfall (Nominativ) der Einzahl entwickelt, ist nicht vereinzelt; unsere Ländernamen Breußen, Bayern, Sachsen, Hessen usw. sind weiter nichts als alte Wemfälle der Völkernamen (z. B. *ich reise nach (den) Bayern* usw.). — Endlich macht noch das Geschlecht unseres Wortes Schwierigkeiten. Wie muß es heißen: der Weihnachten, die Weihnachten oder das Weihnachten? — „Welche Frage!“ entgegnet man. „Selbstverständlich die Weihnachten!“ — Und doch liegt die Sache so einfach nicht. Man sagt wohl richtig „die Weihnacht“, aber in der Mehrzahl doch nur „Weihnachten, zu Weihnachten, fröhliche Weihnachten“ (ohne Artikel!).

Aus dem Pflanzenreich.

Drei für einen! Ebenso oft wie Großstadtkinder die Getreidearten im Felde verwechseln, so häufig werfen sie als „Tannenbaum“ in einen Topf, was der Botaniker als drei Gattungen auseinander hält: Tanne, Fichte und Kiefer. Manchmal kinde — erwachsene Großstadtkinder sind nicht ausgeschlossen — gilt diese Dreieinheit als Einheit, ihm ist alles ein Tannenbaum. Dabei sind die unterscheidenden Merkmale gar nicht so unauffällig.

Am deutlichsten sondert sich aus dieser Dreieinheit die Kiefer ab, auch Föhre genannt (*Pinus silvestris*). Die Kiefer ist ein lichtverlangender Baum und strebt als solcher bei dichtem Bestande gerade in die Höhe. Sind der Breitenentwicklung weniger beengende Grenzen gezogen, so breitet sich der Kiefernstamm nach Art unserer Laubbäume schon tief unten aus, sonst erfolgt die Verzweigung erst hoch oben. Die Rinde ist tiefkräftig, abschülfernd, an den jungen Zweigen häutig und gelbrot glänzend. Die Nadeln stehen in lockerer Anordnung. Sie sitzen stets paarweise in einer häutigen Scheide von grauer Farbe, sie sind sehr lang und leicht gekrümmt. Im Querschnitt weisen sie halbkreisförmige Gestalt auf. Die Innenseite ist hellgrün, die Außenseite blaugrün; die letztere Färbung wird durch eine als Schutzmittel gegen zu große Verdunstung dienende Wachsschicht hervorgerufen. Die rundlichen Zapfen besitzen mehr schmale, dickere Schuppen, sie bedürfen bis zur vollen Reife die Zeit dreier Jahre.

Die beiden anderen Gattungen ähneln sich schon mehr, aber dennoch ist eine Verwechslung leicht zu umgehen. Die Fichte oder Tanne (*Picea excoelsa*) ist als Weihnachtsbaum der häufigere Gast. Sie gedeiht sowohl im Schatten als im vollen Lichte, die feuchte Gebirgsluft zieht sie dem trockenen Obem der Ebenen vor. Die erwachsene Pflanze gleicht einem langen spitzigen Kegel. Die jugendliche Rinde ist rotbraun. Die meist geraden, vierkantigen Nadeln sind nur kurz, sie sitzen ringsum den Zweigen und sind allseitig grün gefärbt. Der Querschnitt zeigt eine quadratische Figur. Die langen, schmalen Zapfen hängen von den Zweigen herab; sie fallen als Ganzes ab, nachdem der Samen ausgefallen ist.

Der Wuchs der Tanne, Weitzanne, Edelstanne (*Abies alba*) ist mehr walzenförmig. Der Wipfel breitet sich schirmartig über die Krone aus. Die Rinde zeigt eine zum Weichlichen neigende Färbung. Die Nadeln sitzen nur an den Wipfeltrieben ringsum, sie sind an älteren Zweigen kammartig angeordnet. Auf der Oberseite sind sie dunkelgrün, während die Unterseite zwei silberweiße Längsstreifen zeigt. Diese werden gebildet von den Atmungsorganen. Der Querschnitt ergibt eine langgestreckte Gestalt. Der aufrechtstehende Zapfen zerfällt nach und nach bei der Samenreife; die einzelnen Schuppen werden abgeworfen und nur die Spindel verbleibt noch geraume Zeit am Baum.